

XVII

Das Unbewußte

Wenn wir die Betrachtung von Freuds Psychoanalyse an die Spitze der verkappten Religionen im engeren Sinn stellen, so folgen wir damit nur dem Brauch, der sich in der Mehrzahl neuerer Bücher über den Okkultismus eingebürgert hat. Psychoanalyse ist hier das Eingangstor.

Zugleich aber bietet sie uns Gelegenheit zu einer Rückschau auf die Mehrzahl der bisher behandelten verkappten Religionen. Absichtlich sind zur Rassenmystagogie, zur Zahlenmystik, zum Antisemitismus, zur Baconfrage und zu vielen ähnlichen Dingen Einzelbeispiele nicht gegeben worden. Denn dort wechselten alle Behauptungen und Beweisführungen fortwährend; diese Inkonsistenz macht es unlohnend, den Inhalt im Einzelnen zu betrachten. Hier, bei der Psychoanalyse, herrscht wenigstens in gewissen Grenzen Festigkeit der Behauptung und Beweisführung. Auch ist die Theorie in weitem Maße wissenschaftlich anerkannt; Leute, die vor der Rassenmystagogie und allem, was ihr anhängt, entsetzt flüchten, halten doch viel von der Psychoanalyse; Menschen, die Weiningers Monomanentum durchschauen, halten doch Freud für einen großen Entdecker.

Die allgemeinste Behauptung der Psychoanalyse besagt, daß unsere Seele sich in zwei große Reiche trenne: in das bewußte und in das unbewußte (oder wie mancher Anhänger Freuds mit wesentlich unklarerem Ausdruck sagt, das unterbewußte). Zwischen den beiden Reichen besteht die Beziehung, daß unangenehme und peinliche Erlebnisse, Eindrücke, Gedanken, Gefühle, Triebe aus dem Bewußten ins Unbewußte abgedrängt, „verdrängt“ werden. Wird diese Verdrängung zu stark, umfaßt sie zu Lebenswichtiges, so wird der Mensch geistig und seelisch krank. Er kann geheilt werden, indem man durch ein besonderes Verfahren, eben die Psychoanalyse, das Verdrängte wieder ins Bewußtsein hebt, es ganz klar und verstandesmäßig faßbar macht. Der „Komplex“ des Kranken zerfällt dann; er wird wieder gesund.

An den Erfolgen dieser Therapie in vielen Fällen zweifeln, soweit ich sehe, selbst ärztliche Gegner nicht. Und dennoch ist schon hier ein vorläufiger Einwand anzubringen, gegen die Vermischung von Äußerungen Normaler mit den Äußerungen Kranker, die sich in allen populären psychoanalytischen Arbeiten findet. Es ist ein fast stehender Satz: Um über dies oder das Problem Auskunft zu erhalten, müssen wir uns an die Neurosenlehre oder an die Erfahrungen bei Hysterie wenden. Äußerungen von Gesunden stehen überall hart und unvermittelt in den psychoanalytischen Schriften neben den Äußerungen Kranker. Das ist nicht nur ein wissenschaftlicher Kunstfehler. Es spricht sich vielmehr hier der Grundzug aus, daß eine Krankentherapie zur Weltanschauung erweitert wurde. Mit der Psychoanalyse als ärztlicher Wissenschaft würde dieses Buch nichts zu schaffen haben. Aber sie ist ja nicht nur ärztliche Wissenschaft, sie will ja nicht nur Krankheiten heilen, sondern das Wesen des Menschen neu erkennen. Sie ist, ob zugestanden oder nicht, eine Weltanschauung, nicht nur empirisch-wissenschaftlicher Befund und nicht nur medizinische Hypothese.

In seiner umfangreichen „Traumdeutung“ beschreibt Freud an einem besonderen, begrenzten Objekt, dem Traum, das ganze Verfahren und seine Folgerungen. Er räumt auf mit der alten Auffassung: Träume sind Schäume. „Der Traum ist ein vollwichtiger psychischer Akt; seine Triebkraft ist allemal ein zu erfüllender Wunsch; seine Unkenntlichkeit als Wunsch und seine vielen Sonderbarkeiten und Absurditäten rühren von dem Einfluß der psychischen Zensur her, die er bei der Bildung erfahren hat ...“

Das Verfahren, wie man Träume deutet, beschreibt Freud so: Man läßt sich den Traum erzählen, hält die Traumerzählung schriftlich fest, fragt dann bei jedem einzelnen Stück des Traumes den Träumer, was ihm dabei einfallt: man gibt dem „freien Spiel nach beliebiger Assoziationsverkettung“ Raum und stößt dabei früher oder später auf das, was der Traum eigentlich sagen sollte. Man gelangt dabei, wie Freud selber zugesteht, vom Hundertsten ins Tausendste. Aber das mache nichts, weil

die Einfälle des Traumnacherzählers ebenso „determiniert“ seien wie sein Traum selbst. Deshalb müsse man früher oder später auf den „Traumgedanken“ stoßen, den der Traum ausdrücken wollte.

Freud spricht in dieser Beziehung gern von „ungewollten Vorstellungen“. Aber es fragt sich, ob es sich wirklich um ungewollte Vorstellungen handelt. Auch bei einem bewegt hin und herspringenden Gespräch in größerer Gesellschaft gelangt man vom Hundertsten ins Tausendste und hier sind die Vorstellungen wirklich „ungewollt“. Vor dem Psychoanalyten ist das kaum in derselben Weise der Fall. Gegenüber dem psychoanalytischen Interview setzt tatsächlich die Befangenheit und die Verdrängung ein. Wir werden später noch in einem bestimmten Fall sehen, wie wichtig der Unterschied ist.

Ganz lapidar verkündet Freud zunächst in der Überschrift seines dritten Abschnittes den Fundamentalsatz: „Der Traum ist eine Wunscherfüllung“ und belegt diesen Satz mit einfachen Beispielen, in denen sich Wunsch und Erfüllung im Traum unverhüllt ausdrücken. Auf den weitergehenden Zweifel des Lesers, wie es denn komme, daß so viele andere Träume peinlichen und peinigenden Charakter haben, gibt er die schon unbestimmtere Antwort, daß der Traum die „(verkleidete) Erfüllung eines (unterdrückten, verdrängten) Wunsches“ sei. Er gelangt so zur Unterscheidung zwischen „manifestem Trauminhalt“ und „Traumgedanken“, zwischen der realen Erscheinung des Traumes und dem, was der Traum uns wirklich sagen will. Zwischen beides schiebt sich nach Freud eine Zensurstelle aus unserem normalen Bewußtsein ein: die Zensurstelle gestattet nicht, daß Wünsche und Erfüllungen, die wir uns im wachen Bewußtsein als „unmoralisch“ oder „peinlich“ verbieten, unverhüllt in den Traum gelangen. Die Zensur zwingt den Traum oder die Wunscherfüllung, sich zu verzerren, unzusammenhängende, unklare, absurde Gestalt anzunehmen.

Schon durch diese einfache Zwischenschaltung, die noch durchaus klar und übersichtlich ist, verliert die erste Behauptung Freuds, „Der Traum ist eine Wunscherfüllung“ sehr an Ge-

wicht. Eine viel größere Gewichtsverminderung aber tritt dadurch ein, daß Freud nie die wirklichen Elemente, mit denen er arbeiten möchte, auseinanderhält; nämlich erstens, was wirklich geträumt wird; zweitens: was davon der Erinnerung bleibt; drittens, was der Träumer mit dem Gefühl äußerster Unzulänglichkeit und des Sich-nicht-deckens mit seinem wirklichen Traumerlebnis ins Bewußtsein hebt; viertens: was unter dem logischen Zwang des wachen Bewußtseins zur schriftlichen Fixierung kommt; und fünftens endlich: was der Deuter in den Traum hineinlegt, was er deutet. Was wir wirklich geträumt haben, wissen wir im Wachen selten ganz klar; bei dem Erinnerungsversuch bleibt uns fast immer ein ungelöster Rest, der beim Versuch des Erzählens als noch größer und vom wirklichen, ganzen Traumerlebnis als immer stärker abweichend empfunden wird. Versuchen wir gar schriftliche Fixierung, auch nur einigermaßen zusammenhängende Darstellung, so werden wir in den meisten Fällen das Gefühl nicht los, daß das, was da steht, etwas ganz anderes ist, als was wir im Traum erlebt haben, vom Traumerlebnis durch eine Welt von Gefühl geschieden. Dazu kommt dann, als ein rein Äußeres, die Deutung. Freud wirft alle diese fünf Stationen des Erlebnisses, Gefühls, Denkens nach Belieben durcheinander und bittet nur den Leser, genau zwischen manifestem Trauminhalt und Traumgedanken, zwischen Träumer und Deuter zu unterscheiden; was er selbst doch bei der Weiterentwicklung seiner Gedanken nicht immer klar tut. Zwar gibt er zu, „daß wir den Traum beim Versuch der Reproduktion entstellen“. Aber das schade nichts; denn das In-Worte-fassen erfolge dabei nicht willkürlich, sondern nach ganz bestimmten Gesetzen: das Psychische sei bis in die kleinsten Einzelheiten determiniert; nicht einmal eine beliebige Zahl könne man sich einfallen lassen, ohne daß sie durch ein unbewußtes Erlebnis oder unbewußte Erlebnisse bestimmt sei. Aber die Tatsache, daß Freud nicht den Traum selbst, sondern unsere Nacherzählung davon deutet, daß seine Arbeit nicht an der ersten, sondern an der vierten Station ansetzt, bei einem ganz anderen Gebilde, als der Traum ist, schafft er mit aller Determinierung

der Nacherzählung nicht aus der Welt, und es ist nur folgerichtig, wenn er an einer Stelle seines Buches gewissermaßen voll Unmut erklärt, auf den Traum komme es gar nicht an.

Aber erst die Betrachtung der Deutungswege, die Freud einschlägt, lehrt völlig, wie sehr sich unmerklich das ganze Problem verschoben hat.

Als Deutungswege gibt er im ganzen fünf an.

Erstens und zweitens kann jedes Traumelement im positiven oder im negativen Sinn genommen werden. Jedes Traumelement kann sich selbst und seinen Gegensatz bedeuten. Eine Versammlung, eine festliche Gesellschaft kann eine Versammlung und eine festliche Gesellschaft bedeuten; aber ebenso gut auch ihr eigenes Gegenteil: den Wunsch nach äußerster Geheimhaltung.

Drittens kann jedes Traumelement einer Erinnerung entsprechen.

Viertens kann es ein Symbol sein.

Fünftens kann es eine Wortanspielung sein.

Dazu kommen noch zwei andere Wege, die Freud nicht ausdrücklich aufführt, aber verwendet.

Sechstens nämlich gibt es Träume, die ganz klar einen versagten Wunsch darstellen und in denen die Methode, in den einzelnen Traumelementen den Trauminhalt festzustellen, aus ihnen die Deutung zu gewinnen, glatt versagt. Freud setzt einer Patientin an einem Tag auseinander, daß der Traum eine Wunscherfüllung sei; am nächsten Tag bringt sie ihm einen Traum, daß sie mit ihrer Schwiegermutter zum Landaufenthalt fahre, während sie sich in Wirklichkeit mit Erfolg gegen den gemeinsamen Aufenthalt gestäubt hatte. Der Traum macht diese erwünschte Lösung rückgängig und ist so der schärfste Gegensatz zu Freuds Lehre von der Wunscherfüllung. Wie erklärt sich das? Freud zieht einfach die Konsequenz aus dem Traum: die Patientin will nicht, daß Freuds Traumlehre recht haben soll; also träumt sie einen Traum, der das Gegenteil einer Wunscherfüllung ist, also ist ihr Wunsch erfüllt, daß Freud unrecht hat. Sechstens also kann ein Traum, der einen Wunsch versagt (in Erweiterung der Gegensatzrelation), insgesamt,

nicht nach seinen einzelnen Traumelementen, als Erfüllung eines anderen Wunsches gedeutet werden.

Und siebentens endlich kann (in Anlehnung an die Wortanspielung) auch das völlige Versagen des Traumerlebnisses und der Traumnacherzählung noch gedeutet werden. „Glossen über den Traum, anscheinend harmlose Bemerkungen zu demselben, dienen oft dazu, ein Stück des Geträumten in der raffiniertesten Weise zu verhüllen, während sie es doch eigentlich verraten. So z. B. wenn ein Träumer äußert: hier ist der Traum *verwisch*t, und die Analyse eine infantile Reminiszenz an das Belauschen einer Person ergibt, die sich nach der Defäkation reinigt. Oder in einem anderen Fall, der ausführliche Mitteilung verdient. Ein junger Mann hat einen sehr deutlichen Traum, der ihn an bewußt gebliebene Phantasien seiner Knabenjahre mahnt. Er befindet sich Abends in einem Sommerhotel, irrt sich in der Zimmernummer und kommt in einen Raum, in dem sich eine ältere Dame und ihre zwei Töchter entkleiden, um zu Bette zu gehen. Er setzt fort: *da sind einige Lücken im Traum, da fehlt etwas*, und am Ende war ein Mann im Zimmer, der mich hinauswerfen wollte, mit dem ich ringen mußte. Er bemüht sich vergebens, den Inhalt und die Absicht jener knabenhaften Phantasie zu erinnern, auf die der Traum offenbar anspielt. Aber man wird endlich aufmerksam, daß der gesuchte Inhalt durch die Äußerung über die undeutliche Stelle des Traumes bereits gegeben ist. Die „Lücken“ sind die Genitalöffnungen der zu Bette gehenden Frauen; „da fehlt etwas“ beschreibt den Hauptcharakter des weiblichen Genitals. Er brannte in jenen jungen Jahren vor Wißbegierde, ein weibliches Genital zu sehen, und war noch geneigt, an der infantilen Sexualtheorie, die dem Weibe ein männliches Glied zuschreibt, festzuhalten.“

Hier unterliegt also auch das einfach Nichtvorhandene der Deutung, ohne daß Freud darauf käme, daß er an ganz verschiedenen Stationen des Traumerlebnisses und der bewußten Traumnacherzählung herumarbeitet; daß vom Traume nicht mehr die Rede ist.

Wir haben also fünf — nein, mit Einrechnung der Assoziationskette sogar sechs — Stationen vom Traumerlebnis bis zur Traumdeutung und sieben verschiedene Deutungswege. Jede einzelne von diesen Stationen umfaßt schon für sich ein außerordentlich weites Gebiet; jeder einzelne von diesen Wegen könnte nicht nur einen Traum, sondern eine Welt deuten. Dabei erfahren noch die einzelnen Wege eine Erweiterung nach der anderen. Bei dem schon an sich fast unbegrenzten Gebiet der Wortanspielungen und Wortassoziationen genügt es Freud durchaus nicht, in einer Sprache zu bleiben; er zieht vielmehr nach Belieben zwei oder gar drei Sprachen heran. So kommen Gebilde zustande wie dieses: „Auf der Treppe spucken, das führte, da ‚Spucken‘ eine Tätigkeit der Geister ist, bei loser Übersetzung zum ‚esprit d’escalier‘. Treppenwitz heißt so viel als Mangel an Schlagfertigkeit. Den habe ich mir wirklich vorzuwerfen. Ob aber die Kinderfrau es an ‚Schlagfertigkeit‘ hat fehlen lassen?“

Trotz aller Willkür, trotz der Heranziehung von zwei Sprachen, trotz der Gleichsetzung von Spucken mit Spuken, gelingt es ihm nicht, die Assoziation „dicht“ zu machen. Deshalb muß zum Schluß einfach ein Gewaltmittel her, um die gesuchte Verbindung mit einer Kindheitserinnerung, mit der Kinderfrau herzustellen. Treppenwitz ist Mangel an Schlagfertigkeit. Auch hier genügen also die Deutungswege Freud noch nicht. Er behält sich vielmehr vor, jede Verbindung herzustellen, die ihm gut scheinen sollte. Es erinnert an die Schulaufgabe, mehrere Sätze mit . . . zu bilden, wobei alles recht ist, wenn nur eben das betreffende Wort vorkommt.

Aber selbst mit dieser Erweiterung ist Freud noch nicht zufrieden. Er behauptet außerdem noch die Mehrdeutigkeit des Traumes. Ein Traum kann je nach der Deutung seiner Traumelemente ganz verschiedenen Inhalt offenbaren. Freud schiebt auch das auf den Traum selbst. Der Traum verfare wie der Mann, der einen Kessel seinem Eigentümer beschädigt zurückgeliefert habe und dann behauptet: erstens habe er den Kessel unbeschädigt zurückgeliefert; zweitens habe der Kessel schon

ein Loch gehabt, als er ihn bekam; drittens habe er überhaupt keinen Kessel erhalten — ohne sich um den Widerspruch zwischen den drei Behauptungen im geringsten zu kümmern. So verfare auch der Traum und deshalb sei er mehrdeutig. Wir können auf sich beruhen lassen, ob der Traum so verfährt. Jedenfalls erweitert die Mehrdeutigkeit noch die ohnehin so breiten Deutungswege.

Bei sechs Traumstationen und sieben Deutungswegen, von denen schon jeder für sich beinahe unendlich breit ist, und einer Mehrdeutigkeit wird man schon rein theoretisch zur Einschränkung gedrängt. Freud selbst hatte seinen apodiktischen Satz „Der Traum ist eine Wunscherfüllung“ schon auf den viel unsichereren eingeschränkt, daß der Traum die verkleidete Erfüllung eines unterdrückten, verdrängten Wunsches sei, wobei er allerdings vorsichtig die Unsicherheiten in Klammern setzte. Nach der Betrachtung der Stationen und noch mehr der Deutungswegen ist man berechtigt, den Anfangssatz auf seinen Kern zurückzuführen. Dann lautet er nicht mehr: der Traum ist eine Wunscherfüllung; auch nicht verkleidete Erfüllung eines unterdrückten, verdrängten Wunsches. Er lautet einfach: Jeder Traum kann (bei sechs Traumstationen und sieben Deutungswegen) als die Erfüllung eines Wunsches gedeutet werden.

Damit aber ist der Anfangssatz Freuds nicht etwa erweitert und modifiziert, damit ist er einfach umgestoßen, zunichte gemacht. Denn nun erinnern wir uns plötzlich, daß ganz dieselben Deutungsmethoden, Deutungswegen und ganz dieselbe Mehrdeutigkeit (die dort im einzelnen allerdings aus den vorerwähnten Gründen nicht dargestellt worden sind) in der Rassenmystagogie, in der Zahlenmystik, im Antisemitismus, bei Bacon, bei Weininger im Schwange waren. Und mit ganz demselben Ergebnis. Wie Freud nach seinem eigenen Geständnis über seiner Traumdeutung schließlich den Traum aus den Augen verliert, so sahen wir früher die Rassenmystagogen die Rasse, die Zahlenmystiker die Zahlen, die Antisemiten den wirklichen Juden, die Baconianer die Dramen, Weininger die wirkliche

Frau ganz aus den Augen verlieren. Die Methode der verkappeten Religionen wird wichtiger als das, was sie zu erstreben vorgibt, und sie vernichtet, was sie erstrebt, durch die breite Beliebtheit ihrer Deutungsversuche. Die Hinterwelt verschluckt die Welt, die Traumdeutung den Traum.

Überwältigend klar wird das erst in der Kasuistik. Hier müssen wir, wenn wir Freud selbst folgen wollen, alle Träume von Freud persönlich und von solchen Menschen, die die Psychoanalyse kennen und schätzen, von vornherein ausschalten. Denn wenn der Wunsch, daß die Freudsche Traumdeutung unrecht haben soll, schon Träume hervorrufen kann, die diesen Wunsch erfüllen, dann kann der umgekehrte Wunsch, daß sie Wahrheit sein soll, offenbar erst recht die passenden deutungsfähigen Traumgebilde erzeugen. Es wird daher gut sein, sich auf das Kapitel von den typischen, allgemein geträumten oder bekannten Träumen zu beschränken, obgleich diese gar nicht einmal die volle Willkürlichkeit, die durch Vermischung der Stationen und die verschiedenen Deutungswege erreicht werden kann, dartun.

Der erste und einfachste davon ist der Prüfungstraum, in dem man die ganze Angst einer Prüfung noch einmal durchlebt. Er scheint im schärfsten Gegensatz zur Wunscherfüllung zu stehen. Freud deutet ihn so: Nie träumen wir von einer unbestandenem Prüfung, immer nur von bestandenem. Und zwar dann, wenn wir vom nächsten Tage eine verantwortliche Leistung und die Möglichkeit einer Blamage erwarten. Der Traum bedeutet dann: Fürchte dich doch nicht vor morgen; denke daran, welche Angst du damals vor der Prüfung gehabt hast, und es ist dir doch nichts geschehen; du hast glatt bestanden.

Die Deutung ist außerordentlich einleuchtend.

Wenn dann aber Freud, allerdings unter Einschränkungen, einen anderen Psychoanalytiker anführt, der in weiterer Verfolgung des richtigen Freudschen Gedankens ein recht häufiges Auftreten der Prüfungsträume beobachtet haben will, „wenn eine sexuelle Erprobung für den nächsten Tag angesetzt ist, wo die gefürchtete Blamage also in der Entfaltung einer geringen Potenz bestehen könnte“, und für diese Theorie auf den Doppel-

sinn des Wortes „matura“ (Reife) aufmerksam macht — dann müssen wir ihn nicht nur mit Freud darauf hinweisen, daß der im Deutschen Reich übliche Name Abitur „diesen Doppelsinn nicht bietet“. Wir müssen ihn vor allem auf die elementare Tatsache aufmerksam machen, die er in mystagogischer Deutungslust ganz übersieht: daß nämlich Prüfungsträume auch bei Frauen vorkommen und daß ferner nicht jeder männliche Prüfungsträumer jeder sexuellen Erprobung mit Angst vor einer Blamage entgegenseht.

Noch deutlicher wird aber dieses Übersehen des Lebens an den Träumen vom Zahnausfallen oder Zahnreißen, die so allgemein vorkommen, daß jedes Traumbuch sie als Symbole äußersten Unheils deutet. Freud deutet sie auf Onanie. Wegen überraschend großer Widerstände sei ihm der Sinn der Zahnreizträume lange Zeit entgangen. „Endlich ließ die übergroße Evidenz keinen Zweifel daran, daß bei Männern nichts anderes als das Onaniegelüste der Pubertätszeit die Triebkraft dieser Träume abgebe. . . . Rätselhaft mag es aber scheinen, wieso der ‚Zahnreiz‘ zu dieser Bedeutung gelangen kann. Ich mache hier auf die so häufige Verlegung von unten nach oben aufmerksam, die im Dienste der Sexualverdrängung steht . . . der Sprachgebrauch tut dabei mit, indem er ‚Hinterbacken‘ als Homologe der Wangen anerkennt, ‚Schamlippen‘ neben den Lippen nennt, welche die Mundspalte einrahmen. Die Nase wird in zahlreichen Anspielungen dem Penis gleichgestellt; die Behaarung hier wie dort vervollständigt die Ähnlichkeit. Nur ein Gebilde steht außer jeder Möglichkeit von Vergleichung, die Zähne, und gerade dieses Zusammentreffen von Übereinstimmung und Abweichung (? ?) macht die Zähne für die Zwecke der Darstellung unter dem Drucke der Sexualverdrängung geeignet.“

Auch die bare Unmöglichkeit zur Assoziation muß also noch einen, den achten, Deutungsweg hergeben. Nicht, weil die Zähne etwas mit der Unterpartie zu tun haben, bedeuten sie die Unterpartie, sondern gerade, weil auch der geübteste Assoziologe sie mit aller Bemühung zur Unterpartie nicht in Beziehung bringen kann.

Er kann es nicht? Wer das glaubt, unterschätzt Freud. Denn der bleibt von der Unmöglichkeit der Assoziation gequält und stellt schleunigst doch eine durch Wortanspielung her: „In unseren Landen existiert eine unfeine Bezeichnung für den masturbatorischen Akt: sich einen ausreißen oder sich einen herunterreißen.“ Zu Freuds Unglück werden aber die Zahnträume auch in anderen Ländern geträumt, wo man von diesen Tiefen folkloristisch-philologischer Forschung sicherlich keine Ahnung hat. Freud würde wohl sagen: Ja nun, dort bedeuten sie eben etwas anderes; er hat schon am Anfang darauf aufmerksam gemacht, daß sein Buch unübersetzbar sei. Aber dieses Argument hält dem Leben nicht stand, weil überall das Gebilde der Zahnträume dasselbe ist. Auch hier verliert die Deutung völlig ihr Objekt aus den Augen, wird monomaner Selbstzweck, verkappte Religion.

Beinahe alle neueren Beurteiler der Psychoanalyse werfen ihr die „sexuelle Monomanie“ vor. Zum Teil aus „moralischen Gründen“, die hier außerhalb der Sache liegen. Ihnen gegenüber hat Freud es leicht, sich auf seine Wissenschaftlichkeit zu berufen. Der entscheidende Einwand gegen die sexuelle Monomanie der Psychoanalyse geht denn auch in gerade umgekehrter, in, wenn man so will, „unmoralischer“ Richtung. Wir sahen schon bei Wedekind, wie die Geschlechtslust als Weltanschauung schließlich die Geschlechtslust selbst zum Erliegen und zur Vernichtung bringt. Freud geht darin noch einen Schritt weiter.

Er erklärt z. B. die bekannten Fliegeträume als Erektionsträume mit der Begründung, daß „das merkwürdige und die menschliche Phantasie unausgesetzt beschäftigende Phänomen der Erektion als Aufhebung der Schwerkraft imponieren muß.“ Wenn ich nun Herrn Freud anflehe, mir zu glauben, daß das Phänomen der Erektion meine Phantasie durchaus nicht unausgesetzt beschäftigt, daß ich daneben auf dieser Erde auch noch einige andere Dinge zu tun habe, so wird er mir zweifellos streng erwidern: Ja, das glauben Sie; aber Ihr Unbewußtes weiß es anders. Aber zu seinem Unglück nimmt er ja auch mit der Behauptung, daß mich die Erektion als Aufhebung der

Schwerkraft beschäftige, d. h. mit der Deutung meines Unbewußten, mein waches Bewußtsein in Anspruch. Und da kann ich ihm allerdings nun bestimmt erwidern, daß, wie stark ich auch immer an der Erektion interessiert sein mag, sie mich doch nie und unter keiner Bedingung physikalisch, als Aufhebung der Schwerkraft, interessiert. Ihr Interesse für mich, für einen gesunden, normalen Menschen besteht gerade darin, daß sie auch viel wichtigere „Interessen“, als das an der Schwerkraft, vollkommen aufhebt. Ja, gerade darin, daß sie alle Interessen aufhebt. Bei Wedekind endete das Sexuelle in der Vernichtung der Lust, bei Freud endet es — und das ist das Unterscheidende und Gesteigerte seiner Monomanie — in vollkommener Blödigkeit und innerer wie äußerer Bedeutungslosigkeit. Man sollte meinen, daß in seinen sexuellen Deutungen alle starken Geschlechtstriebe zutage kämen, die wir uns versagen: der ganze Marquis de Sade bis zum Lustmörder und der ganze Sacher Masoch, die zweifellos in jedem Menschen stecken und sich nicht austoben dürfen. Statt dessen kommen bedeutungslose, kleine und erweislich falsche Dinge zutage, wie, daß einen Träumer die Erektion als aufgehobene Schwerkraft und eine Träumerin der geträumte See als Fruchtwasser beschäftigt: Dinge, die nicht größer, sondern die sämtlich viel kleiner sind, als die bewußte, wenn auch nicht gerne eingestandene Wirklichkeit, daß in uns allen ein Stück Lustmörder oder Prügelknabe verborgen ist.

Auf diesem Weg gelangt Freud, obgleich unter erheblichen Selbstwiderständen, die er aber mannhaft verdrängt, tatsächlich zu einem sexuellen Traumcode. Kaiser und Kaiserin, König oder Königin gleich den Eltern des Träumers; Prinz oder Prinzessin er oder sie selbst. — Alle länglichen Gegenstände, Stöcke, Baumstämme, Schirme (des der Erektion vergleichbaren Aufspannens wegen!), alle länglichen und scharfen Waffen, Messer, Dolche, Piken gleich dem männlichen Glied. — Dosen, Schachteln, Schränke, Öfen gleich dem Frauenleib; Zimmer gleich Frauenzimmer; bestätigt durch die Schilderung ihrer verschiedenen Eingänge und Ausgänge, durch das Interesse daran, ob

das Zimmer „offen“ oder „verschlossen“ ist; durch die sehr durchsichtige Schlüsselsymbolik. — Wanderung durch eine Flucht von Zimmern gleich Bordell oder Harem. — Treppensteigen gleich Geschlechtsakt, wegen der rhythmischen Bewegung, Tonleiter gleich ibidem. — Tische, gedeckte Tische, Bretter gleich Frauen, wegen des Gegensatzes, der die Körperwölbungen aufhebt; in Tisch und Bett gleich Ehe das verhängliche Bett durch den unverhänglichen Tisch ersetzt. — Frauenhut gleich männliches Genitale; ebenso Kravatte, weil sie lang herabhängt. — Landschaft mit Brücke gleich Koitus. — Kinder gleich Genitalien. — Luftschiff gleich Penis.

Ganz falsch, etwa gegen Freud einzuwenden, daß solche Deutungen unsinnig und an den Haaren herbeigezogen seien. Falsch, etwa an ihn die Scherzfragen zu richten, was denn die Deutung des Querbinders oder des unstarren Luftschiffes sei. Freud hat ganz recht damit, daß sich beinahe jedes Ding als Stellvertretung für den zu vermeidenden Sexualausdruck herleiht. Wer eine Probe machen will, höre ein Dutzend Couplets in einem Tingeltangel. Der Unterschied und die Harmlosigkeit des zotigsten Tingeltangels gegenüber Freud beruht in einem einzigen Umstand. Wenn ich am Sonntagabend die Chanteuse den süßen kleinen Hammer, den Klopffeist, das Uhr-aufziehen erwähnen höre, dann weiß ich, was diese Dinge bedeuten. Warum? Weil ich es nach Ort und Person nicht anders erwarten kann: der Reiz dieses Ortes und dieser Person (falls sie welche haben) beruht nicht auf dem Sexuellen an sich, sondern darauf, daß ich es herauskriege, es deute. Das verhindert mich nicht, am Montagmorgen aus einem Deuter wieder ein normaler Mensch zu werden und Uhr und Hammer als das anzusehen, was sie sind. Freud hat keinen Montagmorgen. Er ist besessen davon, daß er, soweit er Psychoanalytiker ist, hinter jedem Ding immer das andere Ding sehen muß.

Erinnert man sich nun, daß das hier Angeführte nur ein Teil des Codes ist, daß dieser Teil nur einem — dem symbolischen — der sieben Deutungswege angehört, dann wird man allerdings Freud unbedingt zustimmen müssen, daß „keine Anknüpfung . . .

zu locker, kein Witz zu verwerflich“ sei, selbst wenn man das hübsche Beispiel von Wortassoziation, das den Traum einer italienischen Reise auf dem einfachen Wege „gen Italien gleich Genitalien“ deutet, nicht kennt; nur daß es die Anknüpfung und der Witz des Deuters sind; nur daß er wieder nicht Traumelemente, Erinnerung, stammelnde Nacherzählung, bewußte Niederschrift, Assoziationen und Deutung auseinander hält.

Was ist nun nach Freud das Ergebnis der Traumdeutung? „Es ist wirklich nicht leicht, sich von dem Reichtum an unbewußten, nach Ausdruck ringenden Gedankengängen in unserem Denken eine Vorstellung zu machen und an die Geschicklichkeit der Traumarbeit zu glauben, durch mehrdeutige Ausdrucksweise jedesmal gleichsam sieben Fliegen mit einem Schlag zu treffen wie der Schneidergeselle im Märchen. Der Leser wird immer geneigt sein, dem Autor vorzuwerfen, daß er seinen Witz überflüssig vergeude; wer sich selbst Erfahrung erworben hat, wird sich eines Besseren belehrt finden.“

Das ist, in zurückhaltenderer Form und auf verwandtem Gebiet, ganz dieselbe Ansicht, die wir die Handdeuterin, Frau Naval, am Ende ihres Buches aussprechen hörten: daß nämlich die „Regeln“ durch Instinkt (Bleuler, Freuds Kampfgenosse, braucht das Wort „Flair“) und durch Erfahrung ergänzt und zusammengeschlossen werden müßten. Nur daß Freud, weit unklarer als seine Kollegin, dem Traume selbst zuschiebt, was doch erst seine Deutungsarbeit bewirkt: sieben Fliegen mit einem Schlage zu treffen.

Wir sind, genau betrachtet, mit diesem Eingeständnis Freuds so weit, wie wir am Anfang waren. Immer haben die Menschen geahnt, daß es mit dem „Träume sind Schäume“ seine Richtigkeit nicht haben könne, daß der Traum irgendwie tiefer in unserer Existenz verankert sein müsse. Freud selbst führt dafür aus der Literatur reichliche Beispiele an; er führt sogar einen direkten Vorgänger an, die Erzählung „Phantasien eines Realisten“ von Lynkeus. Auch Lynkeus behauptet wie Freud, daß der Traum immer Sinn habe, daß er bei einiger Aufmerksamkeit von dem Träumer selbst wohl immer gedeutet werden könne;

daß der Traum ein sinnvoller Akt sei, denn es sei ja immer derselbe Mensch, ob wachend oder träumend. Warum trotzdem die Deutung meist nicht gelingt? „Es scheint bei Euch“, antwortet Lynkeus wie Freud, „etwas Verstecktes in den Träumen zu liegen, etwas Unkeusches eigener und höherer Art, eine gewisse Heimlichkeit in eurem Wesen, die schwer auszudenken ist . . .“

Wir glauben Lynkeus ohne weiteres. Woher kommt es, daß wir Freud nur in Einzelheiten Glauben schenken? Es kommt daher, daß Lynkeus der Ahnung, die hier einzig zuständig ist, ihr Recht läßt, wogegen Freud sie vergewaltigt und nur dort zu haltbaren Schlüssen kommt, wo er seine eigene Theorie, alle seine Anspielungen, seinen ganzen Witz vergiftet, wie in der allgemeinen und zutreffenden Erklärung der Prüfungsträume, die er aber im nächsten Augenblick schon wieder durch rationalistische Überdeutung selbst zerstört.

Es bleibt ihm natürlich ein allerdings nur verhältnismäßig schüchtern angedeuteter Ausweg. Wenn die Traumdeutung sich durch ihren Rationalismus selber zerstört, wie kommt es dann, daß ihre Anwendung bei der Heilung gewisser Krankheiten zweifellos Erfolg hat? Wir werden am Schluß dieses Abschnittes uns mit der Zuflucht zur Therapie noch befassen, soweit es einem Nichtmediziner möglich ist; für jetzt wollen wir uns einer Seite der Psychoanalyse zuwenden, die mit Krankheiten und halbdunklen Zuständen, wie dem Traum, nichts zu tun hat und die etwa in Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens“ formuliert ist.

Alles, was an Freud genial ist, hat an diesem Buch mitgeschrieben. Sein Ziel ist der Erweis, daß die kleinen, scheinbar zufälligen Aktionen des wachen Tages, wie das Vergessen, Versprechen, Verlesen, Verschreiben, Vergreifen, in Wahrheit nicht so zufällig sind, sondern tiefer mit unserem Wesen verbunden, als wir ahnten. Freud ist hier beinahe zu bescheiden, wenn er die „Banalität“ der Arbeit rechtfertigt.

Das Buch hat nur vor, „das Alltägliche zu sammeln und wissenschaftlich zu verwerten“. „Ich sehe nicht ein“, schreibt

Freud mit einer schönen Unbefangenheit, die ihm leider sonst fremd bleibt, „weshalb der Weisheit, die Niederschlag der gemeinen Lebenserfahrung ist, die Aufnahme unter die Erwerbungen der Wissenschaft versagt sein sollte.“

Jeder mittelmäßig Begabte kann ein interessantes und reizvolles Buch mit einigen richtigen und selbst tiefen Erkenntnissen schreiben, wenn er sich die ganze Weltgeschichte dafür zur Verfügung stellt; aber wenn jemand aus den alltäglichsten und bekanntesten, am wenigsten beachteten Handlungen des Werktaages Erkenntnisse und Interesse zu ziehen weiß, so werden wir ihm Achtung und vielleicht selbst Liebe kaum versagen können.

Nur daß Freud, der in diesem Buch im einzelnen außerordentlich fesselnd ist, auch hier in seiner verkappten Religion befangen bleibt. Er will zugleich zu wenig und zu viel. Zu wenig, denn er sagt ganz richtig, daß die kleinen Dinge des Alltags sicherlich irgendwo in unserer Natur verankert, daß sie nicht zufällig sind. Aber er vergißt, daß sie nie e i n e n Grund, nein, daß sie tausend Gründe haben. Und daß die Deutung, die er gibt, wieder nachträglich ist. Es ist ganz richtig: Wenn ein Soldat „vergift“, seine Uniformknöpfe blank zu putzen, so drückt sich darin unter anderem sicherlich die „Verachtung des elenden Gamaschendienstes“ aus; das Vergessen ist nicht „zufällig“. Aber Freud vergißt, und diesmal ganz ernstlich, daß sich noch tausenderlei andere Dinge darin ausdrücken können wie ein Rendez-vous und ein zu lange ausgedehnter Kneipabend. Minder richtig ist es schon, wenn er auch Fälle von Zerbrechen, z. B. irgendeines kostbaren und scheinbar hochgeschätzten Gegenstandes auf irgendeine nur halbbewußte Abneigung zurückführt sodafs in der Zerstörung des Gegenstandes die Abneigung und der Wille, ihn durch einen neuen zu ersetzen, zum Ausdruck kommen. Hier kann der Zusammenhang so sein, daß man nachträglich sich zum Trost sagt: Nun, es war schließlich nicht schade um das alte Ding; es ist gut, daß einmal etwas Besseres und Passenderes herkommt. Nie ist hier ganz sicher zu entscheiden, welcher der tausend Gründe der maßgebende war. Auch der Soldat, der seine Knöpfe nur einem Rendez-vous oder

Kneipabend zuliebe zu putzen vergift, flucht ganz sicher auf den „elenden Gamaschendienst“ — hinterher, wenn er im Loch sitzt, zum Trost.

Und Freud will auf der anderen Seite zu viel. Er will die Sache — wie sagt man? — restlos aufklären. „Eine junge Frau bricht sich bei einem Wagenunfall die Knochen des einen Unterschenkels, so daß sie für Wochen bettlägerig wird, fällt dabei durch den Mangel an Schmerzensäußerungen und die Ruhe auf, mit der sie ihr Ungemach erträgt. . . . In der Behandlung erfahre ich die Nebenumstände des Unfalles. . . . Die junge Frau befand sich mit ihrem schwer eifersüchtigen Mann auf dem Gut ihrer verheirateten Schwester in Gesellschaft ihrer zahlreichen übrigen Geschwister und deren Männer und Frauen. Eines Tages gab sie in diesem intimen Kreise eine Vorstellung in einer ihrer Künste: sie tanzte kunstgerecht Cancan unter großem Beifall der Verwandten, aber zur geringen Befriedigung ihres Mannes, der ihr nachher zuzischelte: Du hast dich wieder benommen wie eine Dirne. Das Wort traf; wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob gerade wegen der Tanzproduktion. Sie schief die Nacht unruhig; am nächsten Vormittag begehrte sie eine Ausfahrt zu machen. Aber sie wählte die Pferde selbst, refüsierte das eine Paar und verlangte ein anderes. Die jüngste Schwester wollte ihren Säugling mit seiner Amme im Wagen mitfahren lassen; dem widersetzte sie sich energisch. Auf der Fahrt zeigte sie sich nervös, mahnte den Kutscher, daß die Pferde scheu würden, und als die unruhigen Tiere wirklich einen Augenblick Schwierigkeiten machten, sprang sie im Schrecken aus dem Wagen und brach sich den Fuß, während die im Wagen Verbliebenen heil davon kamen.“ Freud hält diesen „Zufall“ und „Unfall“ für eine Selbststrafe, Selbstbeschädigung, Veranstaltung. Selbst wenn wir die Frage offen lassen, ob nicht das Gefühl, gerecht bestraft zu sein, erst hinterher von der Frau hineingedeutet wurde und zur Nervenerkrankung führte, so müssen wir es doch Freud danken, daß er uns auf eine Seite des Falles aufmerksam gemacht hat, die wir sonst meist übersehen.

Wenn er dann aber „nicht versäumen will, die Geschicklichkeit zu bewundern, welche den Zufall nötigte, die Strafe so passend für die Schuld auszuwählen; denn nun war ihr das Cancantzen für längere Zeit unmöglich gemacht“, dann sehen wir plötzlich statt eines Psychologen und Menschenergründers den triumphierenden Deuter, der alles verflacht, dem noch das letzte I-tüpfelchen an der Sache so klar ist wie entkeimtes Wasser. Die Deutung hat nicht, wie die meisten Gegner Freuds zu glauben scheinen, gegen sich, daß sie Unsinn und Blödsinn sei. Im Gegenteil: wie alle verkappten Religionen und Hinterweltler hat Freud zu viel Verstand; ein überscharfes, ganz ungehemmtes Hirn, das Körper und Welt restlos aufarbeitet, und das man sonst nur bei gewissen Formen monomanen Wahnsinns trifft.

Aber Freud bringt auch Beispiele, in denen der triumphierende, losgelöste Rationalismus so leicht nicht zu durchschauen ist. Wenigstens eines, das verblüffendste von ihnen, sei hier zugleich als Probe der ganzen Methode wiedergegeben. Freud erzählt: „Im letzten Sommer erneuerte ich . . . die Bekanntschaft eines jungen Mannes von akademischer Bildung, der, wie ich bald merkte, mit einigen meiner psychologischen Publikationen vertraut war. Wir waren im Gespräch . . . auf die soziale Lage des Volksstammes gekommen, dem wir beide angehören und er . . . erging sich in Bedauern darüber, daß seine Generation . . . ihre Talente nicht entwickeln könne. Er schloß seine leidenschaftlich bewegte Rede mit dem bekannten Vergilschen Vers, in dem die unglückliche Dido ihre Rache an Aeneas der Nachwelt überträgt: Exoriare . . ., vielmehr er wollte so schließen; denn er brachte das Zitat nicht zustande und suchte eine offenkundige Lücke der Erinnerung durch Umstellung von Worten zu verdecken: Exoriar(e) ex nostris ossibus ultor! Endlich sagte er geärgert: „Bitte, machen Sie nicht ein so spöttisches Gesicht, als ob Sie sich an meiner Verlegenheit weiden möchten, und helfen Sie mir lieber. An dem Vers fehlt etwas. Wie heißt er eigentlich vollständig?“

Gerne, erwiderte ich und zitierte, wie es richtig lautet: „Exoriar(e) aliquis nostris ex ossibus ultor!“

„Zu dumm, ein solches Wort zu vergessen. Übrigens von Ihnen hört man ja, daß man nichts ohne Grund vergißt. Ich wäre doch zu neugierig, zu erfahren, wie ich zum Vergessen dieses unbestimmten Pronomen aliquis komme.“

Ich nahm diese Herausforderung bereitwilligst an, da ich einen Beitrag zu meiner Sammlung erhoffte. Ich sagte also: Das können wir gleich haben. Ich muß Sie nur bitten, mir aufrichtig und kritiklos alles mitzuteilen, was Ihnen einfällt, wenn Sie ohne bestimmte Absicht Ihre Aufmerksamkeit auf das vergessene Wort richten.

„Gut, da komme ich also auf den lächerlichen Einfall, mir das Wort in folgender Art zu zerteilen: a und liquis.“

Was soll das? — „Weiß ich nicht.“ — Was fällt Ihnen weiter dazu ein? — Das setzt sich so fort: Reliquien, Liquidation — Flüssigkeit — Fluid. Wissen Sie jetzt schon etwas?“

Nein, noch lange nicht. Aber fahren Sie fort.

„Ich denke“, fuhr er höhnisch lachend fort, „an Simon von Trient, dessen Reliquien ich vor zwei Jahren in einer Kirche in Trient gesehen habe. Ich denke an die Blutbeschuldigung, die gerade jetzt wieder gegen die Juden erhoben wird, und an die Schrift von Kleinpaul, der in all diesen angeblichen Opfern Inkarnationen, sozusagen Neuaufgaben des Heilands sieht.“

Der Einfall ist nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Thema, über das wir uns unterhielten, ehe Ihnen das lateinische Wort entfiel.

„Richtig. Ich denke ferner an einen Zeitungsartikel in einem italienischen Journal, den ich kürzlich gelesen. Ich glaube, er war überschrieben: Was der hl. Augustinus über die Frauen sagt. Was machen Sie damit?“

Ich warte.

„Also jetzt kommt etwas, was ganz gewiß außer Zusammenhang mit unserem Thema steht.“

Enthalten Sie sich gefälligst jeder Kritik und —

„Ich weiß schon. Ich erinnere mich eines prächtigen alten Herrn, den ich vorige Woche auf der Reise getroffen. Ein

wahres Original. Er sieht aus wie ein großer Raubvogel. Er heißt, wenn Sie es wissen wollen, Benedikt.“

Doch wenigstens eine Aneinanderreihung von Heiligen und Kirchenvätern . . .

„Jetzt fällt mir der heilige Januarius ein und sein Blutwunder — ich finde, das geht mechanisch so weiter.“

Lassen Sie das; der heilige Januarius und der heilige Augustinus haben beide mit dem Kalender zu tun. Wollen Sie mich nicht an das Blutwunder erinnern?

„Das werden Sie doch kennen? In einer Kirche zu Neapel wird in einer Phiole das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt, welches durch ein Wunder an einem bestimmten Festtage wieder flüssig wird. Das Volk hält viel auf dieses Wunder und wird sehr aufgeregt, wenn es sich verzögert, wie es einmal zur Zeit einer französischen Okkupation geschah. Da nahm der kommandierende General — oder irre ich mich? war es Garibaldi? — den geistlichen Herrn beiseite und bedeutete ihm mit einer sehr verständlichen Gebärde auf die draußen aufgestellten Soldaten, er hoffe, das Wunder werde sich sehr bald vollziehen; sonst . . .“

Nun und weiter? Warum stocken Sie?

„Jetzt ist mir allerdings etwas eingefallen. . . . Das ist aber zu intim für die Mitteilung. . . . Ich sehe übrigens keinen Zusammenhang und keine Nötigung, es zu erzählen.“

Für den Zusammenhang würde ich sorgen. Ich kann Sie ja nicht zwingen zu erzählen, was Ihnen unangenehm ist; dann verlangen Sie aber auch nicht, von mir zu wissen, auf welchem Wege Sie jenes Wort „aliquis“ vergessen haben.

„Wirklich? Glauben Sie? Also ich habe plötzlich an eine Dame gedacht, von der ich leicht eine Nachricht bekommen könnte, die uns beiden recht unangenehm wäre.“

Daß ihr die Periode ausgeblieben ist? fragt Freud, und der Reisegenosse bestätigt erstaunt die Richtigkeit der Vermutung. Freud stellt die Assoziationskette her, Kalenderheilige, blutflüssig werden an einem bestimmten Tage, Aufruhr bei Nichteintreten, Drohung, daß das Wunder vor sich gehen muß,

sonst ...; und schließlich noch der als Kind hingeopferte heilige Simon.

Das liest sich wie eine Sherlock-Holmes-Novelle. Aus einer Reihe von zunächst ganz sinnlosen und zusammenhanglos scheinenden Indizien springt plötzlich ein Schluß heraus, den der „Verbrecher“ als richtig zugeben, vor dem er sich als überführt bekennen muß. Ist das nicht der denkbar beste Beweis, ebenso exakt wie ein Sherlock-Holmes-Beweis für die Auseinanderreihung der sinnlosen Assoziationen, nur daß diese Geschichte dem wirklichen Leben entstammt?

Aber wie ist denn die Situation? Freud trifft auf der Reise einen jüngeren, unbekanntem Mann, der einiges von seinen Schriften kennt. Er gibt sich zu einer Probe mit Freud her. In demselben Augenblick aber entsteht auch in ihm der „Komplex“, an den er unbefangen vielleicht gar nicht gedacht hätte: Ob der Mann wohl herausbekommen wird, daß mich tatsächlich in dem Augenblick eine Sorge drückt, die seiner Sexualtheorie naheliegt? Es ist ganz richtig, daß keine seiner Assoziationen zufällig ist; sie sind alle durch das Halbverbergen- und Halboffenbarenwollen gegenüber dem Psychoanalytiker bestimmt. Zweifelhaft bleibt nur, ob tatsächlich das Vergessen des Wortes aliquis dadurch schon bestimmt war, und ob sich an dieses Vergessen dieselben Assoziationen geknüpft hätten, wenn der Ausfrager nicht der bekannte Sexualpsychologe Freud, sondern irgendein gleichgültiger Herr Schmidt etwa in einem auf Assoziationen gerichteten Gesellschaftsspiel gewesen wäre.

Alles Bisherige sind jedoch Einzeleinwände, die zwar zeigen, wie nahe die Methode der Psychoanalyse den „Methoden“ anderer verkappter Religionen steht, die aber noch nicht berechtigen würde, sie selbst eine verkappte Religion zu nennen. Wir haben bisher nur oder doch überwiegend die Monomanie der Psychoanalyse gesehen — eine Monomanie, die von jeder neuen wissenschaftlichen Theorie zunächst untrennbar sein und sich erst allmählich zum Spezialistentum mildern mag.

Aber die Psychoanalyse ist ja mehr. Sie ist zugleich Elephantiastis. Sie besticht uns dadurch, daß sie im Gegensatz zur

„exakten Naturwissenschaft“ sich wieder allen tiefen Äußerungen der Seele, vor allem der Kunst, der Religion, der Sage, dem Märchen, dem Mythos zuwendet und die Intuition gegenüber den Kräften des Bewußtseins wieder zu Ehren zu bringen verspricht. Sie entwertet im selben Atemzug alle diese Dinge wieder, indem sie sie nicht nur zu rationalisieren, sondern auch zu monomanisieren sucht. Wenn noch ein Werk eines großen Dichters, noch eine Sage oder ein Mythos bisher der psychoanalytischen Deutung entgangen sein sollte, so liegt das nur an der Kürze der Zeit und wird schon noch nachgeholt werden.

Es wäre nun außerordentlich fesselnd, einen der psychoanalytischen Versuche, die etwa über das Märchen, über das Inzestmotiv in Dichtung und Sage, über den Mythos von der Geburt des Helden, über Lenaus Liebesleben, über eine Kindheits Erinnerung von Lionardo da Vinci, über die Frömmigkeit Zinzendorfs, über den fliegenden Holländer, über Segantini, über den Vatermord, über die Lohengrinsage, über mittelalterlichen Aberglauben, über die Psychologie der Mystik, über Hebbel, über Flaubert, über den Witz, über Urworte, über Egmont und über Dutzende von anderen Themen gemacht worden sind, im einzelnen zu analysieren. (Wirklich zu analysieren, auseinanderzunehmen, in seine organischen Bestandteile zu zerlegen; denn was Freud und die Schule „Analyse“ nennen, ist ja nur ein ganz willkürliches In-Stücke-reißen, das keinem inneren Gesetz unterliegt. Wichtig ist bei Freud nicht die Analyse, sondern ihr gerades Gegenteil, die unbegrenzte Assoziation.) Wir müssen aber dieser Versuchung widerstehen, weil mit der sehr viel Raum beanspruchenden Analyse eines solchen Buches gar nichts geleistet wäre, da einerseits die psychoanalytische Elephantiasis immer neue zeugt, während andererseits manche, ja viele dieser Schülerarbeiten vom Meister nicht gedeckt werden. Wir müssen uns daher hier auf die kurzen Andeutungen beschränken, die Freud selbst in „Traumdeutung“ und „Alltagsleben“ über Oedipus, über Hamlet, über Shaws „Cäsar und Kleopatra“ gibt. Freud deutet das Oedipusdrama als den Wunsch nach Inzest mit der Mutter, der hier erfüllt werde und tragisch ende.

Aber nicht nur das. Gerade auf den Umstand, daß dieser Wunsch allgemein menschlich sein soll, von jedem Sohn gegen jede Mutter gehegt werde (wenn auch unbewußt), führt er die tragische Wirkung zurück. Andere Schicksalsdramen wie die Ahnfrau ließen uns völlig kalt. Der Oedipus ergreife noch den modernen Menschen ebenso stark wie den zeitgenössischen Griechen; nicht auf dem Gegensatz zwischen Schicksal und Menschenwillen ruhe hier die Wirkung, sondern in der Besonderheit des Stoffes. Über uns alle habe das Orakel vor unserer Geburt denselben Fluch verhängt wie über Oedipus; uns allen vielleicht sei es beschieden gewesen, die erste sexuelle Regung auf die Mutter, den ersten Haß und gewalttätigen Wunsch gegen den Vater zu richten. König Oedipus, der seinen Vater Laios erschlagen und seine Mutter Jokaste geheiratet hat, sei nur die Wunscherfüllung unserer Kindheit. Zu dieser Behauptung Freuds kann ich nur sagen, daß das Drama mich weder beim Lesen noch in der Aufführung besonders ergriffen hat. Gerade das Motiv, das Freud als allgemein menschlich angesprochen haben will, blieb mir fremd und störend; ich konnte mich in den Oedipus nicht hineinversetzen und fand sein unverschuldetes Schicksal zwar traurig, aber nicht tragisch, während mich anderes, Nebensächliches, aber dichterisch Gewaltiges, ergriff. Natürlich hat es Freud leicht, dagegen anzuführen, daß bei mir offenbar der Mutterkomplex und seine Verdrängung ganz besonders stark seien, oder daß ich nicht die Wahrheit sage.

Anders steht es sofort, wenn Freud auch den Hamlet aus demselben Komplex deutet.

Der Hamlet ergreift auch mich. Wodurch? Gerade das, worauf Freud die Wirkung zurückführt, das Verhältnis zur Mutter, sehe ich gar nicht, und wenn ich es sehen könnte, ließe es mich wahrscheinlich kalt. Was schiert mich, einen Menschen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die Tatsache, daß ein König umgebracht worden ist, der Mörder dessen Frau geheiratet hat, daß der Sohn die Rache nicht vollziehen kann? Der Tatbestand der nicht zu vollziehenden Rache läßt mich ganz kalt, sagt mir gar nichts. Aber sehr wohl dieser Mensch,

der zögernd, voll tiefsinniger Skrupel und doch von einer schwachen und wilden Schönheit erfüllt, vor seiner Tat steht. Sein Dasein, nicht seine Beweggründe, sprechen zu mir. Nicht, daß ich Hamlet deuten kann, macht die Wirkung; wo ich ihn deuten kann, ist er mir Hekuba; aber was ich nicht deuten kann, was einfach da ist, das läßt mich nicht los. Oder derber gesagt: Mein Hamlet ist größer und breiter als Freuds Hamlet, der bloß einen Mutterkomplex verdrängt hat. Mein Hamlet, Shakespeares Hamlet, umfaßt außerdem noch den Mann, der seines Vaters Geist mit „Brav, alter Maulwurf“ und mit „trefflicher Minierer“ anredet, der seine Freunde schwören läßt, der mit Polonius witzelt und Höflinge nasführt, der den Schauspielern Unterricht gibt, der mit Ophelia seltsam kost, den Polonius totsticht, der sich mit Totengräbern und Gebeinen zaust. Ich bin überzeugt, Freud würde auch das aus dem Mutterkomplex erklären können (zum Teil tut er es). Aber dann bleibt ihm noch entgegenzuhalten, daß außerdem noch Polonius und Ophelia, Laertes und Rosenkrantz, Fortinbras und Guldennstern in dem Stück nicht nur als Spiegel, Gegenredner und Maschinerien für Hamlet auftreten; daß sie in Shakespeares Dichtung leben. Vorsichtigerweise bemerkt jedoch Freud selbst, daß jede echte dichterische Schöpfung aus mehr als aus einem Motiv und einer Anregung hervorgegangen sind. Was ganz richtig ist. Fährt er dann fort: „und mehr als eine Deutung zulassen“, so müssen wir ihm erwidern, was wir schon bei Gelegenheit der Faust-Exegese sagten: daß nämlich Kunst keiner Deutung bedarf, daß ihr vielmehr jede Deutung feindlich ist — und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst schon Deutung ist. Hätte jemand das Stück Menschen und Welt, das Shakespeare im Hamlet packt, besser „deuten“ können, als es der Hamlet tut, so wäre wohl Shakespeare der Nächste dazu gewesen. Kunst — das übersieht Freud, wie es die Faust-Exegeten übersehen — „bedeutet“ nie etwas, sie ist etwas. Gerade darauf beruht ja ihre Überlegenheit gegenüber sonstigen Äußerungen des Menschengenies, daß nichts hinter ihr, alles in ihr steckt.

Bisher haben wir dahingestellt gelassen, ob die Deutung der

Psychoanalyse zutreffend oder unzutreffend ist, und uns darauf beschränkt, zu erweisen, daß sie ein Unrecht an der Kunst ist. Aber die Betrachtung von Einzelheiten ergibt sofort, daß sie auch tatsächlich unrichtig ist und sich überall gegen das Wesentliche abblendet. Hier nur eine Einzelheit. Als Freud im „Alltagsleben“ nachweisen will, daß das Vergessen nicht zufällig sei, sondern auf einer Geringschätzung des vergessenen Objektes beruhe, zieht er aus der Literatur auch Shaws „Cäsar und Kleopatra“ bei. Im letzten Akt des Stückes „quält sich der von Ägypten scheidende Cäsar eine Weile mit der Idee, er habe noch etwas vorgehabt, was er jetzt vergessen. Endlich stellt sich heraus, worauf Cäsar vergessen hatte: von Kleopatra Abschied zu nehmen! Durch diesen kleinen Zug soll veranschaulicht werden — übrigens in vollem Gegensatz zur historischen Wahrheit —, wie wenig sich Cäsar aus der kleinen ägyptischen Prinzessin gemacht hat“. (Freud gibt das nach Ernest Jones an; aber ohne jede Kritik.)

Hier kann man substantziell nachweisen, daß diese Deutung Freuds nicht nur zu eng ist, nein, daß sie gröblich falsch ist. Denn die wirkliche Situation des Stückes ist die: Der alternde Cäsar trifft auf die junge, reizende Kleopatra und in dem Welt-eroberer erwachen späte Triebe. Als sie ihn „alter Herr“ anredet und von seiner Glatze spricht, ist er verwundet. Der Alternde sucht über dieses Halbgefühl, das ihn zu Kleopatra hinzieht und ihn gleichzeitig von ihr fernhält, wegzukommen. Es gelingt nicht ganz. In einer wundervollen Szene, einer der tiefsten, die Shaw geschrieben hat, spricht er mit ihr vom Wegwerfen der Weltherrschaft, von der Reise ins unbekanntes Land zu den Quellen des Nils . . . schließlich kommt er doch darüber hinweg; seine Aufgabe, nein, sein Dämon reißt ihn darüber fort. Und an dieser Stelle steht nun als Abschluß die von Freud „gedeutete“ und dadurch ganz falsch aufgefaßte Szene. Cäsar hat nicht Kleopatra vergessen; er möchte sie bloß vergessen, nein, er möchte sich selbst beweisen, daß er sie vergessen hat, daß er darüber hinaus ist. Nicht, „wie wenig sich Cäsar aus der kleinen ägyptischen Prinzessin gemacht hat, soll durch diesen

kleinen Zug veranschaulicht werden“, sondern im Gegenteil: wie sehr er wünscht, sich wenig aus ihr gemacht zu haben. Für einen literarischen Kritiker möchte es noch nicht allzu viel bedeuten, die Finesse dieser Szene verfehlt zu haben; für einen Psychoanalytiker, der der Seele tiefste Gründe aufdecken möchte, ist es einigermaßen blamabel, in solcher Weise gerade die Tiefenregungen in der Seele des alternden Weltherrschers zu übersehen. Moral: Es ist schon schlimm genug, wenn einer mit einem festen ästhetischen Kodex an die Kunst herantritt. Wer aber mit einem festen psychologischen Kodex an die Dichtung herankommt, wird aus ihr noch viel weniger erfahren.

Kleopatra hin, Cäsar her. Zugegeben, daß die Psychoanalyse Kunstwerke entweder unbillig verengt oder sie sogar ganz falsch und flach erklärt; daß die ganze Theorie reich an Unmöglichkeiten und Widersprüchen ist. Wie kommt es dann, daß man mit ihr, was selbst die schärfsten ärztlichen Gegner nicht zu bestreiten wagen, Kranke gesund machen kann? Ich bin nicht Arzt und ich weiß, daß ich mich bei Behandlung der Therapie auf Glatteis begeben. Aber wenn die Ärzte (durchaus nicht nur die Psychoanalytiker) heute damit anfangen, gewohnheitsmäßig Kunstkritik zu treiben, so mag es am Ende auch einem Kritiker der Dichtung erlaubt sein, einmal das medizinische Gebiet zu betreten. Der Arzt könnte ja einwenden, Kunst sei ein allgemein menschliches Gebiet und hier dürfe schließlich jeder mitreden, der einen Eindruck von ihr empfangen hat. Nur bestreiten wir dem Psychoanalytiker, daß er einen Eindruck von ihr empfangen hat, und werfen ihm außerdem noch vor, daß er seine Medizin nicht in den Grenzen der Fachwissenschaft beließ. Aber sei dem, wie ihm sei: Größer als die Blamage der Ärzte in der Literaturkritik kann die Blamage eines Literaturkritikers in der Medizin auch nicht werden. Denn der Literaturkritiker ist immerhin auch Psycholog; während der Psychoanalytiker nur Psychologe, nein (wenn er sich auf sein eigenes Gebiet beschränkte), nur Psychopatholog ist.

Einige der Gegner führen die Heilwirkung der Psychoanalyse auf Suggestion zurück. Das ist nur dann richtig, wenn man den

Begriff der Suggestion ganz ungebührlich erweitert. Das heißt: es ist zu eng.

Zum ersten verfügt die Psychoanalyse über eine nicht trotz, nein, gerade wegen der Zusammenhanglosigkeit ihrer Assoziationen vortreffliche Methode, das Innere des Patienten zu erschließen. An Stelle der quälenden Ausfragerei des „praktischen“ Arztes, bei der der Patient aus Überängstlichkeit und in einer gewissen Autosuggestion vielleicht falsche Auskünfte gibt, weil er allzu genau zu geben versucht, tritt beim psychoanalytischen Arzt die anscheinend zwanglose Unterhaltung, die doch durch die Person des Psychoanalytikers in ihrem Ziel bestimmt ist, und die, wie es gar nicht anders sein kann, neben vielem Unwichtigen auch Wichtiges zutage fördert, ja gerade das zutage fördert, was ein zielbewußtes Ausfragen des Arztes vielleicht schwer oder nie ergeben hätte. Diese genaue Kenntnis des Menschen muß dem Psychoanalytiker bei seiner Behandlung entgegenkommen. Wie wichtig diese genaue Kenntnis des ganzen Menschen, aller seiner, auch intimster Lebensumstände ist, darüber würde uns wohl die verschwindende Generation der alten Haus- und Familienärzte belehren können. Jüngere Mediziner mögen dem alten Hausarzt an medizinischer Kenntnis, an Entschlossenheit weit voraus sein; er wird doch in manchen Fällen leichter Erfolge erzielen, weil er den Patienten nicht nur als Mediziner, weil er ihn als Menschen kennt. Diese durch Zeit, Erfahrung, Vertrautheit erworbene Eigenschaft des alten Hausarztes hat die Psychoanalyse in eine Methode gebracht, die, wenn auch zunächst wahllos, doch weit tiefer schürft.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Was uns Laien an den Nervenerkrankungen, den Neurosen, wie Freud es nennt, zuerst und am meisten auffällt, ist ihr, für unsere Begriffe, unsinniger Charakter. Wir würden etwa einem Neurotiker, der in der Furcht lebt, bei Betreten der Straße den nächsten Passanten zu ermorden, oder einer Neurotikerin, die auf dem nächsten Platz ein sexuelles Attentat fürchtet: wir Laien würden solchen Menschen gut zureden, daß das dumme Gedanken seien, die sie sich mit einiger Willensanstrengung aus dem Kopf schlagen

könnten. Wir würden ihnen sagen: Nimm dich zusammen, trau dich auf die Straße, es ist nicht so schlimm, es ist nur „Einbildung“. Wir haben damit ganz recht. Aber der Erfolg unserer Therapie ist, daß es mit dem Kranken immer schlimmer wird. Je mehr er sich zusammenzunehmen versucht, je mehr er seine Willenskräfte anspannt und verausgabt, desto schlimmer wird seine Angst.

Die Psychoanalyse geht gerade den umgekehrten Weg. Das erste, was sie tut, ist, daß sie die Krankheit bejaht. Anstatt ungeschickte Beruhigungsversuche zu machen, sagt sie ihm: Sie sind krank. Anstatt wegwerfend oder mitleidig von „Einbildung“ zu reden, sagt sie ihm: Ihre Einbildung besteht ganz zu Recht. Sie beruhigt den Kranken tatsächlich, indem sie ihm zustimmt. (Auf den Umstand, daß nicht wenige der neurotischen Privatpatienten nur an der typischen Literatenkrankheit: der überwuchernden Beschäftigung mit dem eigenen Ich, am „Komplex“ des nichtbeschäftigten und deshalb immer neu erbohrten Ich leiden; daß es wohlhabende, nichtstuende Leute, vor allem Frauen sind, die sich mangels sonstiger Hemmungen und Widerstände solche in ihrem eigenen Ich schaffen, weil das ihnen vor sich selbst und vor anderen Reize gibt, gehe ich nicht ein. Manche von Freuds Analysen ergeben indes dieses Bild des Patienten oder noch öfter der Patientin deutlich genug.)

Psychoanalyse bejaht nur die Krankheit? Nein, sie tut mehr. Sie bestimmt sie. Sie sagt dem Kranken: Ihre Krankheit hat einen ganz bestimmten, ganz sicher feststellbaren Grund. Sie reißt ihn aus aller Unsicherheit. Hier können wir mit unserer Alltagserfahrung heran. Wer von uns hat nicht schon erlebt, daß er sich lange vor Ausbruch einer Krankheit unsicher, arbeitsunlustig, gedrückt fühlte? Vielleicht war die Diagnose des Arztes auf Diphtheritis, Typhus oder Lungenentzündung schlimmer, als wir sie in unseren schlimmsten Befürchtungen erwartet hatten. Trotzdem war sie der Beginn der Heilung, weil wir endlich an Stelle des allgemeinen und bekämpften Unlustempfindens das „Recht“ bekamen, krank zu sein und die Hoffnung, daß sich diese einzelne Krankheit, so schwer sie auch sei,

wieder wegbringen lasse. Ja, vielleicht war sogar die anfängliche Diagnose falsch, vielleicht mußte sie später geändert werden. Trotzdem wirkten schon die bloße Bejahung der Krankheit, ihre bestimmte Lokalisierung und das Gefühl, mit Recht krank zu sein, bessernd.

Dieses Rechtfertigungs- und Bestimmtheitsgefühl verschafft nun der Psychoanalytiker dem Kranken gerade bei den Krankheiten, deren schwierigste Seite es ist, daß ihr Charakter so unbestimmt und gefühlsmäßig ist.

Für den immerhin möglichen Fall, daß medizinische Fachleute auch eine Seite Text verstehen sollten, in der nicht auf jeder Zeile drei Fremdwörter stehen, bitte ich um Erlaubnis, noch ein Drittes, Spezielleres hinzuzufügen. Die Neurotiker, die der psychoanalytische Arzt behandelt, kranken ja an dem, was in diesem Buche „Hinterwelt“ genannt wird. Der Neurotiker sieht feindselige Gestalten und Gewalten, auch wo keine sind, ebenso wie der Antisemit oder Antifreimaurer feindselige Gestalten und Gewalten sah, wo keine sind. Dem neurotisch kranken Hinterweltler tritt nun hier der psychoanalytische Hinterweltler gegenüber, ausgerüstet zugleich mit der ganzen Autorität und Fachbildung des diplomierten Arztes. Er versucht nicht mehr, die Neurose wegzuräsonnieren (wie der Laie) oder sie wegzukurieren (wie vielleicht der „praktische Arzt“), er ist kühn genug, die einzige Methode einzuschlagen, die hier überhaupt Erfolg verspricht: nämlich sie wegzuzaubern. Nicht, wie seine wissenschaftlichen Gegner meinen, trotzdem, sondern weil er Schamane, Zauberer ist, hat er seine Erfolge. Und wenn er heute herausfinden sollte, daß er gewisse Erscheinungsformen der Neurose am besten behandeln kann, wenn er dem Patienten in einem sternenbesäten schwarzen Mantel und in phantastischer Kapuze, im trüben Licht eines Opferfeuers entgegentritt, so würde ich jedenfalls vom Werte der Psychoanalyse als Therapie nicht geringer denken. Denn der Psychoanalytiker behandelt ja Kranke, die besessen sind. Es ist ein innerlich einfacher Fall von *Similia similibus*.

Die wirkliche diagnostisch - therapeutische Gefahr, daß der

Psychoanalytiker ein organisches Leiden irrtümlich als Nervenleiden ansieht und behandelt — auf die Freud in Selbstanalysen mehrfach zu sprechen kommt — ist wohl kaum größer als die Gefahr jeder spezialärztlichen Tätigkeit. Hier ist die Methode der Psychoanalyse vielleicht noch auszubauen. Sobald nämlich der Psychoanalytiker seine Monomanie, seine Regeln und Deutekünste vergessen, nein, sobald er unvoreingenommen, unbeeinträchtigt, wenn man will, als „Betrüger“ (der wohl an die praktische Wirkung der Therapie, nicht aber an ihre weltanschaulichen Grundlagen glaubt) dem Kranken gegenüberträte, dann würde seine gründliche Erforschung der Patientenseele ihn wahrscheinlich auch die leibliche Krankheit finden lassen. Freud hat einmal über die zukünftigen Chancen der Psychoanalyse Betrachtungen angestellt. Nun, hier ist ihre zukünftige Chance: Sie wird wahrscheinlich in der Hand von darüberstehenden, „ungläubigen“ Ärzten ein Mittel zur Auffindung und Heilung von Krankheiten werden, die für andere ärztliche Waffen schwerer oder gar nicht zugänglich sind. Voraussetzung dafür ist nur, daß der Arzt an die Psychoanalyse als Regel, als Monomanie, als Deutungskunst, als Weltanschauung nicht mehr glaubt, sondern daß er bewußt das Hinterweltlertum mit Hinterweltlertum kuriert oder vielmehr wegzaubert. Hier mag dieses Buch vom Hinterweltlertum sogar medizinisch nutzbringend werden, weil es die Formen des Hinterweltlertums klarer durchschauen lehrt.

Heute ist es noch gerade umgekehrt. Während psychoanalytische Ärzte und Neurotiker eine kleine Sekte sind, machen auf der anderen Seite Menschen, die an die Regeln und Deutekünste, an die sexuelle Monomanie und vieles andere in der Psychoanalyse durchaus nicht glauben und alle ihre Einzelheiten lächerlich finden, doch die Grundlagen der Psychoanalyse zur Weltanschauung oder zu einem Stück davon. Sie glauben, daß in der „Verdrängung“, im Unbewußten und in seiner Heraufhebung ans Tageslicht der wesentliche Mensch oder ein Stück davon ans Tageslicht komme.

Hier muß man sogar Freud gegen seine kritisch-kritiklosen Freund-Feinde, gegen seine philosophischen Verbreiterer in

einem Punkt in Schutz nehmen. Ganz richtig bezeichnet Freud z. B. den Traum als „Wächter unserer geistigen Gesundheit“. Seine philosophischen Verbreiterer scheinen diese und ähnliche Stellen vorsichtigerweise nicht mitgelesen zu haben; sie fahren lustig, in viel höherem Maße als Freud selbst, fort, Krankheit und Gesundheit zu vermischen.

So ist es etwa eine besonders klobige Unwahrheit, wenn immer wieder versucht wird, den Heiligen und die Verdrängung zusammenzukoppeln, die doch nur ein enger Sonderfall des Heiligen ist. Es wird dabei übersehen, daß es drei Fälle gibt. Der erste ist der des kleinen Heiligen. Er wandelt auf dem sanften und ausgetretenen Wege der Abstinenz, eines bequemen Märtyrertums, um darauf in den Himmel zu gelangen. Diese Spezies bildet die Weltkinder, nein, die Spekulanten unter den Heiligen. Sie sind ganz gesund und ganz bewußt. Sie verdrängen nichts. Sie versagen sich nur einiges, um Größeres zu bekommen. Es ist ein Rechenexempel, genau dasselbe Rechenexempel, aus dem ich mir heute Abend den Theaterbesuch versage, um noch diesen Abschnitt fertig zu machen. Es mag ja spirituell und in solchem Sinne krankhaft sein, lieber ein Buch fertig zu machen als ein Vergnügen zu haben. Aber verdrängt wird dabei nichts; man versagt sich nur etwas, bleibt ganz hell und bewußt.

Im zweiten Fall kann das Sichversagen so stark werden, daß es tatsächlich zur Verdrängung kommt, daß der Wunsch zum Unbewußten herabgedrückt wird und dort quälend erhalten bleibt. Aber dann zeigt sich auch bei längerer Dauer das unterscheidende Merkmal: der Mensch wird krank, wird besessen, was immerhin auch in mittelalterlichen Klöstern kein ganz alltäglicher Fall war, wie schon der Wert beweist, der den Berichten darüber beigelegt wird. Von einer alltäglichen Erscheinung würden uns kaum so viele Berichte überliefert sein.

Bleiben endlich die großen Heiligen. Sie versagen sich nichts mehr und verdrängen nichts. Christi Versuchung und (vielleicht) „Verdrängung“ liegt im Anfang seiner Bahn. Später besucht er unbefangen eine Hochzeit, spricht menschliche Worte zu einer Hure; und verdrängt in seiner eigensten Sache, am Kreuz.

sein Gefühl so wenig, daß er ausruft: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Wenn er vieles nicht mitmacht, was uns Weltkindern von Wert scheint, so deshalb —

Aber das Feld des Heiligen mag zu hoch liegen. Wir gewöhnlichen Sterblichen mögen zu klein sein, um dort nachgehen und nachempfinden zu können. Ich will mit mir selbst fortfahren. Es ist ganz sicher, daß ich in einer bestimmten Zeit brennend gern Indianergeschichten las. Es ist ganz sicher, daß ich sie heute nicht mehr lese. Habe ich sie nun verdrängt, weil eine Jugendschriftkommission mich darauf hinwies, daß sie Schundlektüre seien? Versage ich sie mir, weil ich selbst diese Einsicht gewonnen habe? Weder das eine noch das andere. Der wirkliche Grund ist, daß sie mir kein Interesse mehr bieten. Sie sind nicht versagt, ersetzt, verdrängt, sondern für mich wertlos geworden.

Ja, spricht Freud, bei Indianergeschichten geht das; aber — Gemach. Es ist auch ganz sicher, daß ich einmal lüstern war. Es ist ebenso sicher, daß ich es heute nicht mehr bin. Weil Lüstertheit unmoralisch sei, unter dem Druck einer Zensur, hätte ich sie verdrängt? Nein. Wenn heute dieser lüsterne Wunsch (der im wesentlichen nach möglichst exakter und intensiver Okularinspektion des alter genus ging) nicht mehr bei mir besteht, so darum, weil ich heute in gleicher Lage viel schönere, reizvollere, vollständigere Dinge tun kann. Weder die Indianer noch die Okularinspektion sind auf einen Donnerbefehl oder auf gutes Zureden der Zensur versagt, unterdrückt, verdrängt worden; sondern sie sind durch Erfahrung des Größeren, Schöneren wertlos, wesenlos geworden.

Was ich mit der Indianergeschichte und der Lüstertheit getan habe, haben Christus und die großen Heiligen mit vielen anderen Dingen getan. Ihnen wurde vieles wert- und wesenlos, was uns Unheiligen noch wesentlich und wertvoll scheint, nicht indem sie Verbotenes verdrängten, sondern indem sie das Wertvolle fanden, das sie bis ins Innerste erfüllte. Christus war wahrscheinlich gegen das Sexuelle in ähnlicher Weise gleichgültig wie unsereiner gegen die Indianergeschichte: nicht aus Askese,

nicht aus Zwang, nicht aus Verachtung, sondern einfach, weil es ihm nichts mehr bedeutete.

Ja, meldet sich hier Freud zum Wort, das sagt Ihr waches Bewußtsein! Ihr Unbewußtes weiß es anders; und in ihm, im Traum, in vielen Handlungen, in der Hypnose und Neurose kann die Indianergeschichte und die Lüsternheit, die Sie so wesenlos glauben, wieder zum Vorschein kommen. Immerhin, sobald wir erkennen, daß das Leben des Gesunden nicht Unterdrückung des Begehrten, sondern Auffindung des Neuen, noch mehr Begehrten — nicht Verdrängung, sondern Anstieg — ist, läßt sich der funktionelle Mechanismus zwischen Bewußtsein und Unbewußtem, den Freud konstruiert, und in dem seine Verbreiter ein Menschenprinzip sehen, nicht mehr halten. Nur der Kranke verdrängt. Der Gesunde setzt sich auseinander, überwindet, findet.

Aber, ruft Freud, wir sind ja alle partiell krank! Nachdem die Ärzte ihr eigenes Gebiet verlassen haben und fortwährend auf das der Kunst und Philosophie hinübergreifen, überrascht es am Ende auch den blutigen Laien nicht mehr, zu hören, daß vom rein medizinischen Standpunkt der vollkommen gesunde, der „Normalmensch“, ein ärgeres Monstrum wäre als der sonderbarste Kranke. Immerhin, schon wenn wir nur die eine Tatsache anerkennen, daß der Kranke verdrängt, der Gesunde sich auseinandersetzt, überwindet und findet, entfällt sofort die positive Bewertung der Krankheit, das Gerede von dem kranken Dämmerzustand des Genies, von der Verdrängung des Genies: entfällt mit einem Wort der große Unfug der neu aufgebackenen Formeln vom Genie-Wahnsinn, denen die Psychoanalyse neue Substanz gibt. Es wird dann der Unfug unmöglich, große geistige Schöpfungen aus der Gewalt der Verdrängung im Schöpfer abzuleiten. Der Genius, der sich auf der einen Seite viel gestattet, hat sich auf der anderen auch viel versagt; das ist richtig. Verdrängt hat er kaum etwas. Gerade darin besteht seine Genialität, seine Überlegenheit über uns, daß er alles im Bewußtsein und im Gedächtnis hielt; daß er kämpfte, sich auseinandersetzte, überwand und fand.

Meine bisherige Kritik an Freud ist sehr schonend. Sie versuchte ihn von den einzelnen Punkten aus zu widerlegen. Schärfer fällt sie aus, wenn man einen Augenblick alles, was er sagt, als richtig und wahr hinnimmt. Man erkennt dann plötzlich — aber ich will ein Beispiel bringen. Wenn es wahr ist, daß sich mein Traum von voriger Nacht als ein Inzest nicht nur deuten läßt (was Freud sicher kann), sondern, daß dieser Traum ein Inzest war, positiv war, was bedeutet er dann für mein Wachleben? Daß meine geistige Gesundheit bewacht worden ist? Nur: den Seinen nimmt's der Herr im Schlaf? Gut. Aber das war ja im Schlafe. Damit bin ich ja eben durch den Traum fertig geworden. Was bleibt also für mein Wachleben? Die Mahnung, daß ich, daß wir alle Bestien sind, daß das Bestialische in uns nur von einer dünnen Decke am Ausbruch gehemmt wird? Ja, lieber Professor Freud, das wußten wir ja schon vor der Psychoanalyse einigermaßen. Außerdem ist ein Inzest (im Traum) so bestialisch nicht. Mein Wachleben wirft mir schlimmere Bestialitäten vor, weil unscheinbarere und doch schuldbeladenere. Was bleibt also? Nichts. Doch, die Regel, die Deutung, die Hinterwelt, die verkappte Religion bleibt. Am Ende noch die Mahnung, uns nicht zu fürchten, tapfer und ohne Bangnis auch das Unbewußte ins Bewußtsein zu heben? Ja, das ist allerdings eines unserer Ziele auf diesem Stern. Von der Ehrfurcht, die mehr Furcht als Ehre ist, wollen wir mit Recht nichts wissen. Immer nur tapfer das Unbewußte ins Wache heraufgehoben! Nur der bequeme Weg der Deutung und der Regeln, der ausgetretene Pfad der verkappten Religion führen nicht zum Bewußtsein. Sie führen zur Mystagogie, zur Monomanie, zur Hinterwelt. Das Unbewußte in einem Menschen und in der Welt ist nicht zu deuten, nur zu gestalten. Mit der großen harten Arbeit eines Lebens und der gesamten Persönlichkeit; wenn diese Arbeit vollendet ist, bleibt die Ehrfurcht, die uns ziemt, die vor dem ungelösten, ewig unlösbaren Rest. Am Schluß einer Betrachtung steht immer Ehrfurcht (selbst Ehrfurcht vor Professor Freud; nicht vor seinen philosophischen Verbreitern).